

Papierbootsommer

Liebe an der Ostsee

Roman

von

Patricia Renoth

Patricia Renoth
Copyright © 2023 Patricia Renoth

Alle Rechte, einschließlich die des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Patricia Renoth, Friedensstr. 24, 85622 Feldkirchen
patricia.renoth@gmx.de
www.PatriciaRenoth.com

Covergestaltung:
Patricia Renoth
Foto: Ben White / Unsplash
Illustrationen: Stux / pixabay
Kapitelzierden: Irmun / iStock

Für meine Eltern,

**weil sie mir die Liebe zu Büchern, zum Essen und zum Meer
mitgegeben haben – aber vor allem eben Liebe.**

Kapitel 1



„Verdammt!“ Das ist alles, was mir über die Lippen kommt, als sich ein kleines Fenster auf meinem Monitor öffnet, das mir einen Meetingtermin ankündigt. In zwanzig Minuten. Eingestellt von meinem Chef. Wenn ich im Fluchen begabter wäre, dann würde ich jetzt eine richtiggehende Kaskade von derben Schimpfwörtern von mir geben. Denn ich habe seit Wochen keine richtige Mittagspause mehr gemacht. Meine Pausen bestehen darin, ein belegtes Brötchen hinunterzuschlingen, während ich Mails checke. Ich kann mich noch nicht einmal mehr daran erinnern, wann ich mir das letzte Mal eine richtige Mittagspause gegönnt habe – mit Durchatmen, einem leckeren Essen und vielleicht ein bisschen freundlicher Konversation mit Kollegen. Oder bloß Durchatmen. Das würde schon reichen. Ich weiß nicht, wann ich überhaupt das letzte Mal tief durchgeatmet habe. Dafür ist einfach keine Zeit. Ich hetze ins Büro, habe das Gefühl, ständig meinen hunderten von Aufgaben hinterherzuhinken, nur um abends völlig erschöpft ins Bett zu fallen. Und am nächsten Tag fängt alles wieder von vorne an. Noch nicht einmal die Wochenenden sind vor meinem Job sicher.

Diese Erkenntnis lässt mich plötzlich rotsehen und die Wut, die sich in mir aufgestaut hat, entlädt sich in einem Tritt gegen den Papierkorb – was mir eine Sekunde später direkt wieder leidtut. Also stehe ich schnell auf und hocke mich auf den Boden. Dort sammle ich die zerknüllten Papierfetzen und die Verpackung eines Müsliriegels ein, die sich über den grauen Teppich ergossen haben. Als alles ordentlich ist und ich wieder hochkommen will, stoße ich mir prompt den Kopf an der Schreibtischplatte.

Das auch noch.

Ich unterdrücke einen Schmerzensschrei, hieve mich umständlich hoch und lasse mich in meinen ergonomischen Designersessel fallen. Dann vergrabe ich das Gesicht in den Händen und gebe mich einen kurzen Moment meiner Verzweiflung hin. Ausgerechnet heute, wo ich mit Kaya zum Italiener um die Ecke wollte, schiebt mein Chef mir diesen kurzfristigen Termin rein. Ich hatte mich so gefreut, mal wieder ein paar private Worte mit meiner Kollegin zu wechseln. Und ich hatte mich auf Spaghetti carbonara gefreut. Es gibt in ganz Hamburg keine bessere Pasta, als in Alessios Laden.

Ich lasse meine Hände wieder sinken und in dem Moment steckt Kaya den Kopf zur Tür herein.

„Oh, oh, du musst absagen, oder?“, stellt sie frustriert fest, als unsere Blicke sich kreuzen.

„Es tut mir leid. Wirklich. Aber unser Boss hat mir gerade einen Termin eingestellt. Um zwölf Uhr.“ Ich schenke ihr einen herzerreißenden Dackelblick. Der scheint heute allerdings nicht so gut zu wirken wie sonst. Sie sieht immer noch verärgert aus. Kein Wunder, nachdem ich sie in letzter Zeit dauernd versetze. „Ich mache es wieder gut, versprochen. Vielleicht könnten wir heute Nachmittag einen Kaffee bei Alessio trinken?“, schlage ich vor und scrolle auf dem Bildschirm über meine weiteren Termine: Eine

Besprechung nach der anderen verstopft meinen digitalen Terminkalender. Es gibt keine einzige Lücke. Dafür zwei Überschneidungen, wo ich ein Meeting früher verlassen muss, um in das nächste zu wechseln. Ich beiße mir schuldbewusst auf die Lippe und wage kaum, zu ihr hochzusehen.

Sie schnauft hörbar. „Ich weiß ja, wie es hier läuft. Aber ganz ehrlich, du mutest dir da ziemlich viel zu.“ Ihr Ton ist freundlich und dennoch bestimmt.

Ich würde Kaya gerne widersprechen, doch im Grunde hat sie recht. Es fällt mir schwer, Nein zu sagen. Ich versuche es – wirklich. Nur letztendlich zwingt mich mein überbordendes Pflichtgefühl häufig dazu, die Aufgaben, die in meiner Arbeitszeit einfach nicht zu schaffen sind, mit Hilfe von Überstunden und Wochenendarbeit zu erledigen. Dass ich mich dadurch immer weiter selbst zermürbe, nehme ich wahr, aber ich kann dem dennoch nichts entgegensetzen. Und in diesem Moment begreife ich, was es wirklich bedeutet, wenn Menschen erzählen, sie fühlen sich wie in einem Hamsterrad. Denn genau das passiert auch mir. Ich bin gefangen in diesem Ding und renne immer schneller und schneller, um alles zu erledigen. Dabei gibt es gar kein Ziel. Ich werde niemals irgendwo ankommen und es wird dauernd neue Arbeit nachrücken.

Wahrscheinlich ist mir die Frustration in diesem Moment anzusehen, denn Kayas Blick wird weich. „Hey, das wird schon wieder. Seit der Übernahme durch diesen Ami-Konzern spielen hier irgendwie alle verrückt“, versucht sie mich aufzumuntern. Nur leider geht das komplett nach hinten los.

„Das war vor zwei Jahren“, spreche ich das aus, was mir in dem Moment klar wird. Seit mehr als zwei Jahren hetze ich mich in diesem Hamsterrad ab. Ohne Pause. Ohne Urlaub. Es sollte eigentlich nur eine Übergangsphase sein. „Am Anfang wird es ein bisschen ruckeln, aber wir sind schnell wieder auf Kurs“, habe ich noch die Worte meines Chefs im Ohr. Zwei Jahre. Zwei vermaledete Jahre.

Ich schließe kurz die Augen, um mich wieder auf Spur zu bringen. Ich habe schließlich keine Zeit für einen Zusammenbruch. Ich zwingen mich dazu, einen tiefen Atemzug zu nehmen, öffne die Augen wieder und frage meine Kollegin nach dem anstehenden Termin. Den Termin, der mir jetzt schon den Tag versaut. „Weißt du, was das so kurzfristig sein könnte?“

Kaya ist unsere Teamassistentin und sie hat meistens alles im Blick: vom Büroklatsch bis hin zu wichtigen Themen, die eigentlich noch geheim sind. Wenn jemand etwas wissen will, dann ist Kaya die erste Anlaufstelle. Doch gerade schüttelt sie den Kopf. „Ehrlich gesagt, keine Ahnung. Ist noch jemand dabei?“

Ich klicke auf den Termin, um nachzusehen. „Karsten“, antworte ich ihr.

„Spengler? Der Head of Human Resources?“ Ich rolle mit den Augen, nicke dann aber zur Bestätigung. Diese überkandidelten Bezeichnungen gehen mir einfach auf die Nerven. Warum nennen wir ihn nicht weiterhin Personalleiter? Aber wir sind jetzt nun mal Teil eines internationalen Konzerns und da geht nichts mehr ohne englischsprachige Titel.

Kaya runzelt die Stirn. Es scheint ihr nicht besonders zu gefallen, dass sie nicht weiß, was hier los ist. „Gibt es personelle Veränderungen?“, hakt sie nach.

„Ich habe schon ewig den Antrag für eine neue Stelle im Design-Team ausgefüllt, aber bisher noch keine Bewilligung bekommen. Du weißt ja, dass wir total überlastet sind. Eine positive Antwort wäre es zumindest wert, auf das Mittagessen zu verzichten. Aber warum so plötzlich? Das kommt mir irgendwie seltsam vor.“

Sie zuckt mit den Schultern. „Ich mach mal los. Muss mir schließlich eine Ersatzbegleitung fürs Alessio suchen.“ Sie dreht sich um und ist fast schon aus der Tür, als ich ihr hinterherrufe: „Du gehst trotzdem hin? Ohne mich? Bringst du mir Spaghetti carbonara mit?“

„Ich kann dich nicht mehr hören“, schreit sie über ihre Schulter, aber natürlich hat sie jedes Wort verstanden. Na ja, ich habe es wohl nicht anders verdient. Seufzend wende ich mich wieder dem

Computer zu und beantworte ein paar dringende Mails, bevor ich mich in die Höhle des Löwen wage. Eigentlich komme ich ganz gut mit meinem Chef zurecht, aber nur, weil ich weiß, wie ich ihn nehmen muss. Er ist nicht besonders nett. Wenn man ihm jedoch ein bisschen Honig um den imaginären Bart schmiert und seine Arbeit gut erledigt, dann hat man grundsätzlich keine Probleme mit ihm. Außer, dass er immer mehr verlangt. Wenn ich zwei Aufgaben bearbeitet habe, schiebt er drei hinterher. Und so geht es munter weiter. Demnächst brauche ich vier Hände und zwei Gehirne. Dann kann ich in mehreren Meetings gleichzeitig sein, vielleicht würde ihn das zufriedenstellen. Oder ich lasse mich einfach klonen.

Oder du hängst endlich diesen bescheuerten Job an den Nagel.

Meine innere Stimme hat leicht reden. Sie muss schließlich keine Miete bezahlen.

Ich ziehe meine cremefarbene Seidenbluse glatt, entferne einen hellen Fussel von meiner schwarzen Jeans und betrete nach einem Klopfen das Büro. Mein Chef sitzt am Kopf seines Besprechungstisches, neben ihm Karsten. Beide unterhalten sich weiter, als ich hereinkomme, also setze ich mich einfach dazu. Das Eckbüro ist ganz in Schwarz und Grau gehalten. Klare Formen dominieren und es gibt nichts Persönliches hier. Die Bilder an den Wänden sind ehemalige Werbekampagnen der Kosmetikmarke. Auf dem Schreibtisch aus dunkelgrauem Marmor und Eiche finden sich ausschließlich technische Geräte und Büromaterialien zum Arbeiten. Es stehen dort keine Bilderrahmen mit Familienangehörigen oder auch nur eine winzige Pflanze. Das Privatleben meines Chefs findet hier nicht statt, falls er überhaupt eines hat. Zumindest weiß ich, dass er verheiratet ist. Was der dicke Goldring an seiner linken Hand bekräftigt.

„Ah, Stella, gut dass du hier bist. Wir haben heute Vormittag ein paar wichtige Entscheidungen getroffen und wollten sie dir direkt mitteilen.“ Mein Chef blickt mich an, als ob er dafür Lob erwartet. Dabei weiß ich nicht einmal, worum es geht.

Karsten schaut immer noch nicht hoch. Hat er mich überhaupt begrüßt? Er ist völlig in sein Handy vertieft. Mein Chef ist mitunter etwas schwierig, wohingegen Karsten mir einfach nur unsympathisch ist. Er hat eine Art an sich, die ich nicht leiden kann. Er ist kumpelhaft freundlich, aber immer auf eine unterschwellig herablassende Tour. Ich bin froh, dass ich nicht sehr häufig mit ihm zu tun habe.

Endlich schaut er hoch. „Na, freust du dich schon aufs Wochenende?“, beginnt er mit Small Talk. „Das Wetter soll herrlich werden. Wir haben beschlossen, die erste Ausfahrt mit unserem Segelboot zu unternehmen.“

„Habt ihr das nicht erst letztes Jahr gekauft?“, hakt mein Chef nach.

„Ja genau, ein Prachtstück, das sage ich dir. Feinstes Teakholz.“

Beide schwärmen ein bisschen von Booten und Yachten und weiß der Geier, worüber sonst noch. Ich kann bei diesem Gespräch nicht mitreden, dafür bin ich wohl einige Gehaltsklassen zu niedrig angesiedelt. Unauffällig sehe ich auf mein Handy. Ich könnte jetzt schon Spaghetti essen. Mit dieser cremigen und unglaublich würzigen Soße. Verfeinert mit knusprigen Pancetta-Stückchen und einer ordentlichen Portion Parmesan.

„Deshalb haben wir also entschieden, dass wir deine Abteilung erst einmal verkleinern müssen“, reißt mich Karsten aus meinen Phantasien.

Wie bitte? Was?

Ich muss mich verhöhrt haben. „Entschuldige, hast du gerade *Abteilung verkleinern* gesagt?“, frage ich leicht verwirrt.

„Richtig. Wir müssen den Headcount für die nächsten Quartalszahlen erst einmal senken.“

Ich fühle mich wie vor den Kopf gestoßen. Ich habe mich nicht verhöhrt. Dabei kann das nur ein Irrtum sein. „Schon vor Monaten habe ich eine neue Stelle beantragt, weil wir mit der Arbeit hinten und vorne nicht fertig werden. Heute Morgen habe ich schon wieder eine Anfrage für das Design eines neuen Lippenstifts hereinbekommen und ich weiß nicht, wen ich darauf ansetzen soll. Alle meine Mitarbeiter

sind voll ausgelastet.“ Vielleicht habe ich mich bisher nicht klar genug ausgedrückt. Ich beschließe, es erneut auf den Punkt zu bringen: „Ich brauche *mehr* Leute und nicht weniger.“

„Das wird vielleicht in der ersten Zeit ein bisschen knirschen im Gebäck, aber wir können dann im nächsten Quartal wieder Leute einstellen, nach und nach“, schaltet sich nun mein Chef ein.

Ich verstehe immer noch nicht, was hier eigentlich los ist, und schaue mich unauffällig nach einer versteckten Kamera um. Ist das hier ein Test? Ein Scherz? „Ich soll also Leute in meiner Abteilung entlassen?“ Die Fragezeichen in meinen Augen scheinen deutlich sichtbar zu sein.

„Exakt. Fünf Personen um genau zu sein.“

„Fünf Mitarbeiter? Das ist fast die Hälfte der Abteilung“, bricht es entsetzt aus mir heraus. Langsam aber sicher sickert die Erkenntnis zu mir durch, dass das kein Scherz ist.

„Wir wollen uns von Altlasten trennen. Alle, die in Teilzeit arbeiten, müssen gehen. Wir brauchen nur Mitarbeiter, die Vollgas geben und ihr gesamtes Engagement in die Firma stecken. Und alle, die mehr als zehn Jahre dabei sind müssen auch weichen. Die Gehälter sind einfach zu teuer und sie machen nicht mehr so viele Überstunden.“

Hat er gerade ernsthaft *Altlasten* gesagt? Meine Hände beginnen zu zittern. Vor Entrüstung. Vor Wut. Vor Ohnmacht. Unauffällig schiebe ich sie unter den Tisch. Ich denke an Thomas, der seit fünfzehn Jahren bei der Firma ist und jeden Freitag Kuchen für alle mitbringt. Altlasten. Ich denke an Tamara, die, wenn ihr Kind krank ist, abends noch von Zuhause arbeitet und mir nach Mitternacht Designs schickt. Altlasten. Ich denke an Silvia, deren Mann vor Kurzem mit Mitte vierzig einen Schlaganfall erlitten hat und momentan arbeitsunfähig ist. Altlasten. Meine Kehle wird trocken und ich schlucke schwer.

„Das macht doch keinen Sinn. Wir feuern jetzt gute Leute, geraten dadurch in einen immensen Engpass, nur um dann wieder neue Leute einzustellen, die wir erst einmal einarbeiten müssen. Wo bitte ist hier die Logik?“ Ich habe nicht vor kampflos das Feld zu räumen.

„Es geht darum, Kosten zu sparen“, erklärt Karsten mir, als würde er mit einem Kleinkind sprechen. „Und das Personal ist hier nun einmal der größte Posten. Es ist nichts Persönliches. Natürlich werden wir mit allen über Abfindungen verhandeln, damit die Sache wasserdicht ist. Das wird uns zwar erst einmal eine Stange Geld kosten, aber langfristig sparen wir trotzdem enorm ein.“ Er lächelt mich schmierig an. Ich warte nur noch darauf, dass er mir zuzwinkert, aber das verkneift er sich.

„Nicht persönlich? Wie kann es nicht persönlich sein, wenn ein Mitarbeiter sich jahrelang für das Unternehmen einsetzt und dann, ohne etwas falsch gemacht zu haben, einfach vor die Tür gesetzt wird?“ Ich versuche, professionell zu bleiben, meine Stimme ruhig zu halten – aber es fällt mir wirklich schwer. Denn das hier ist die größte Sauerei, die mir seit Langem untergekommen ist.

„Stella, sei doch bitte nicht so emotional. Das sind rein wirtschaftliche Entscheidungen.“ Ich kralle mich mit den Händen am Stuhl fest, um meinem Chef nicht ins Gesicht zu springen. Jetzt bin *ich* also das Problem, weil ich zu emotional bin. Weil ich nicht damit einverstanden bin, wertvolle Mitarbeiter ohne triftigen Grund zu entlassen. Die Firma erwirtschaftet Profit. Ich kenne den letzten Jahresbericht und weiß, wie viele Millionen Überschuss wir gemacht haben. Es gibt keinen Anlass, reihenweise Leute zu entlassen.

„Wie soll ich das dem Rest der Abteilung erklären, dass wir eine Abschiedsfeier nach der anderen abhalten müssen?“ Ich bin immer noch fassungslos, dass keines meiner Argumente die Herren auch nur im Geringsten zu interessieren scheint.

„Mach dir da mal keine Sorgen!“ Karsten lehnt sich entspannt zurück. „Die Kündigungen gehen am Samstag per Einschreiben bei den Mitarbeitern ein. Sie werden angewiesen, gar nicht mehr ins Büro zu kommen. Ihre Zugänge werden zu diesem Zeitpunkt alle schon gesperrt sein. Wichtige Dinge in den

Schreibtischen schicken wir ihnen auf Wunsch zu.“ Er sagt das mit einer Emotionslosigkeit, als würde er mir eine Speisekarte vorlesen. Wenn ich zu viele Gefühle habe, dann hat er eindeutig zu wenige.

Das darf alles nicht wahr sein.

Mein Körper fängt von innen heraus an zu vibrieren. Ausgehend von meinem Herzen verbreitet sich die Wut in mir wie ein summender Bienenschwarm, bis sie mich komplett eingenommen hat. Jeden Zentimeter von mir. Mühsam versuche ich, mich zu beherrschen. „Sie dürfen sich also nicht einmal verabschieden?“, presse ich zwischen den Zähnen hervor.

„Das würde hier einen viel zu großen Aufruhr verursachen. Wir machen das auf die amerikanische Art.“ Seine weißen Zähne blitzen.

Der Bienenschwarm in meinem Inneren wird immer lauter. „Nein!“, platzt es aus mir heraus.

„Nein wozu?“, hakt Karsten nach und blickt mich verwundert an.

„Zu allem. Das können wir nicht machen. Das ist unfair und unmoralisch.“

„Jetzt übertreib bitte nicht, Stella! Die Entscheidung ist ohnehin schon gefallen.“ Mein Chef streckt sich, um an eine der Wasserflaschen in der Mitte des Tisches zu gelangen. Seelenruhig schenkt er sich ein, während er nebenbei das Leben anderer Menschen zerstört.

Seit sieben Jahren arbeite ich hier. Frisch von der Uni war ich zu diesem Kosmetikkonzern gekommen und zu Beginn noch voller Enthusiasmus gewesen. Ich hatte Produktdesign studiert und wollte die Welt verändern. Mit nachhaltigen Verpackungen, die sich in Wasser auflösen oder umweltfreundlichen Alternativen zu Plastik. Ich war voller Ambitionen gewesen und meine damalige Chefin versprach mir die Möglichkeiten, sie zu verwirklichen. Es sollte eine eigene Abteilung für wegweisende Verpackungen geben. „Bald“, hatte es immer geheißen. Aber es war nie dazu gekommen. Seit sieben Jahren dreht sich bei mir nun alles um Kunststoff: Puder Dosen, Lippenstiftbehälter, Lidschattenpaletten. Es hatte eine ganze Zeit lang gedauert, bis ich erkannte, dass sich so schnell nichts ändern würde. Doch bevor ich mich anderweitig umsehen konnte, boten sie mir die Leitung der Abteilung an. Ich war jung und fühlte mich wahnsinnig geehrt, dass sie mir das zutrauten. Ich musste diese Chance einfach ergreifen. Mehr Geld, ein eigenes Büro, mehr Möglichkeiten etwas zu bewirken – Dinge neu zu denken. Aber auch hier stellte sich schnell heraus, dass meine Ambitionen in Richtung Nachhaltigkeit stets belächelt wurden. Immerhin fingen wir an, recyceltes Plastik zu verwenden. Aber der Druck kam eher vom Markt, denn die Kunden wollten mehr Umweltschutz. Mit mir hatte das wenig zu tun gehabt. Ich hörte also auf zu designen und organisierte nur noch meine Mitarbeiter, nahm an zig Millionen Meetings teil, erstellte Präsentationen und brütete über Quartalszahlen und Marktanalysen. Bis jetzt. Ich bin so weit weg von dem, was ich eigentlich immer wollte, und habe keinen blassen Schimmer, wie das passiert ist. Wie ich das zulassen konnte. Wann habe ich aufgehört, darüber nachzudenken, was ich hier tue?

Ich schüttle den Kopf, weil ich nicht fassen kann, wie weit das alles gekommen ist. Heute scheint *der* Tag der Erkenntnisse zu sein. Das Brummen in meinem vor Wut zitternden Körper ist mittlerweile so laut, dass ich den Wortwechsel zwischen Karsten und meinem Chef kaum mehr mitbekomme. Sie reden schon wieder über Yachten und Segelscheine. In diesem Moment habe ich das Gefühl, dass der gesamte Bienenschwarm sich in meinem Kopf versammelt und meine Gehirnleistung komplett lahmlegt. Es summt, dröhnt, vibriert und ich fühle nur noch – fühle, dass das alles falsch ist. Also handle ich instinktiv. „Ich kann das nicht zulassen. Ich werde da nicht mitmachen.“ Nun ist es raus. Die Bienen in meinem Kopf scheinen zufrieden zu sein, denn sie gönnen mir eine Pause.

Wie in Zeitlupe sehe ich Karsten sein Handy beiseitelegen, das er die ganze Zeit in der Hand gehalten hat. Dann blickt er mich an. Jegliche aufgesetzte Freundlichkeit ist aus seinem Gesicht verschwunden. Seine stahlblauen Augen fixieren mich kalt. „Es wird dir nichts anderes übrigbleiben. Es sei denn, du möchtest dich den ausscheidenden Mitarbeitern anschließen.“

Hat er gerade damit gedroht, mich rauszuwerfen?

Statt zu protestieren, nippt mein Chef entspannt an seinem Wasserglas.

Der Bienenschwarm ist verschwunden und mit ihm meine Wut. Für einen Moment spüre ich Fassungslosigkeit und ein bisschen Furcht. Aber ich schiebe beides beiseite, denn so klar wie in diesem Augenblick habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt.

„Also, wie entscheidest du dich?“ Karsten sieht mich abschätzend an. Es scheint ihm egal zu sein, welche Wahl ich treffe. Nichts deutet darauf hin, dass die Firma mich behalten möchte. Die Firma, für die ich mich seit Jahren einsetze. Für die ich Urlaube verschiebe, unendlich viele Überstunden mache und nicht nur meine Freizeit opfere, sondern über kurz oder lang auch meine Gesundheit gefährde. Ich sage ein einziges Mal meine Meinung und prompt bin ich nichts mehr wert. Bin nur noch Ballast.

Vielleicht war das von Anfang an der Plan. Vielleicht verdienst du auch schon zu viel. Außerdem bist du im gebürfähigen Alter.

Das Geflüster meiner inneren Stimme klingt laut, als würde sie durch ein Megaphon sprechen. Sie wollen mich loswerden. Aber was soll ich ohne meinen Job machen? Und vor allem ohne Geld? Wie soll ich so schnell etwas Neues finden? Sämtliche Ängste zischen in Sekundenbruchteilen durch meinen Kopf. Aber sie können mich nicht davon abhalten, das durchzuziehen, was ich mir eben vorgenommen habe.

Ich starre also zurück, in diese frostig blauen Augen. „Es ist unmenschlich, was ihr da vorhabt und es ist völliger Wahnsinn für die gesamte Abteilung. Alle anderen werden diesen Wegfall kompensieren müssen. Das wird an ihre Substanz gehen. Es wird an meine Substanz gehen. Und ich bin nicht bereit, dem zuzustimmen.“ Ich blinzele dabei nicht ein einziges Mal.

„Das tut mir leid zu hören, aber dann schlage ich vor, dass du deine Sachen packst. Wir treffen uns in einer halben Stunde unten am Empfang, wo du deine Arbeitsmittel und deinen Ausweis abgeben wirst.“ Auch wenn er es behauptet, scheint es ihm überhaupt nicht leidzutun. Er greift nach seinem Handy und ignoriert mich wieder.

Mein Chef blickt leicht betreten in sein Wasserglas. Oder ihm ist einfach nur langweilig. Ich weiß nicht, was in diesem Menschen vorgeht. Kann es mir nicht im Entferntesten vorstellen, welche Gefühllosigkeit man besitzen muss, um so vorzugehen.

Wie in Trance erhebe ich mich. Als wäre ich eine Drohne, gesteuert von einem fremden Piloten. Ich setze einen Fuß vor den anderen. Verlasse das Büro. Gehe zu meinem Arbeitsplatz. Packe meine persönlichen Sachen. Lösche auf die Schnelle alle meine E-Mails in meinem Postfach. Es wird keinen Abschiedsgruß geben. Keine Zeit. Ich habe nur eine kleine Einkaufstasche dabei, die ich immer in meiner Handtasche mit mir herumtrage. Sie ist fast voll. Die Topfpflanze passt nicht mehr hinein. Ich stelle sie auf den Schreibtisch von Kaya, die anscheinend immer noch beim Italiener ist. Ich laufe am Großraumbüro meiner Mitarbeiter vorbei. Habe keine Ahnung, was ich ihnen in fünf Minuten erklären kann. Wie ich mich in so kurzer Zeit verabschieden soll. Ich habe Kayas privaten Kontakt. Ich werde in Ruhe ein paar Zeilen verfassen und sie bitten, sie für mich zu versenden. Immer noch fühlt es sich so an, als würde eine fremde Hand mich steuern. Hinaus in den Gang. In den Aufzug. Unten angekommen wartet schon Tarkan aus der Personalabteilung – Entschuldigung, ich meine *Human Resources* – und nimmt meinen Laptop und mein Handy entgegen. Karsten ist nicht persönlich gekommen. Er hat wohl Wichtigeres zu tun.

Sylvia vom Empfang streckt die Hand vor, in die ich meinen Ausweis lege. Sie schaut mich einen Moment mitfühlend an und blickt dann schnell weg. Ich will mich verabschieden, aber der Mitarbeiter mit meinen Sachen ist schon auf dem Weg zum Aufzug. Ich hatte nie viel mit Tarkan zu tun, aber dieses Verhalten ist seltsam. Es kommt mir fast so vor, als hätte ihn jemand darauf eingeschworen, bloß nicht

mit mir zu reden. Sylvia nimmt gerade einen Anruf entgegen und es scheint so, als wäre ich entlassen. Im doppelten Sinn. Ich schlucke schwer, um meine Tränen zurückzudrängen. Nicht auszudenken, ich würde hier die Fassung verlieren. Diese Peinlichkeit könnte ich nicht ertragen. Also laufe ich los und verlasse so rasch wie möglich – ohne dass es nach Flucht aussieht – das Foyer. Ich versetze der Drehtür einen heftigen Schubs, weil sie sich nicht schnell genug bewegt und dann bin ich endlich draußen. Ich bleibe stehen und atme einmal tief durch. Und es ist, als würde ich mit diesem Atemzug ein imaginäres Korsett sprengen, in das ich die letzten Jahre eingezwängt war. Ich erlaube mir, den Moment für wenige Sekunden zu genießen, dann gehe ich schnell weiter zum Mitarbeiterparkplatz. Auf keinen Fall möchte ich jetzt jemandem begegnen. Vor allem nicht Kaya. Denn ich bin mir sicher, müsste ich ihr von all dem erzählen, was gerade passiert ist, könnte ich meine Fassade nicht mehr aufrechterhalten. So sehr ich mich auch befreit fühle, so sehr macht mir das alles Angst.

Du hast es vergeigt. Komplette vergeigt.

Im Auto angekommen, lege ich die Stirn aufs Lenkrad. Ich habe keine Ahnung, wohin ich fahren soll. Also bleibe ich sitzen. Die Minuten vergehen. Ich weiß nicht wie viele. Irgendwann fängt es an, zu regnen.

Wie passend.

Immer noch fehlen mir die Schimpfwörter für dieses ganze Schlamassel. Immer noch habe ich keinen Fluch auf den Lippen. Noch nicht einmal in meinem Kopf. Wie armselig.

Ich sitze in diesem Auto, das ich heute Morgen hier abgestellt habe, nicht ahnend, dass es das letzte Mal sein würde. Das hatte ich nicht kommen sehen. Es war eine echte Überraschung. Und es gibt nichts, was ich mehr hasse als Überraschungen.

Schließlich starte ich den Motor und schlage die Richtung meiner Wohnung ein. Einem Impuls folgend wähle ich per Sprachsteuerung die Nummer vom Mann meiner besten Freundin Lizzy. Er ist Anwalt.

„Ich verspreche dir, die kriegen wir dran“, versichert er mir, nachdem ich ihm alles erzählt habe. „Um eine anständige Abfindung werden die nicht herumkommen.“

„Ich kann nicht fassen, dass mir das passiert ist, Manuel. Ich habe meinen Job verloren.“ Ich, die pflichtbewusste Stella, die sich Abende und Wochenenden um die Ohren schlägt, nur um ihrer Arbeit gerecht zu werden. Ich habe tatsächlich meinen Job verloren. In diesem Moment fährt ein Schmerz durch meine Brust und ich umklammere das Lenkrad fester. „Es fühlt sich an, als hätte ich versagt“, sage ich leise.

„Du hast nicht versagt. Nicht ein Stück. Ich bin stolz auf dich, denn du hast das Richtige getan“, redet Manuel eindringlich auf mich ein.

Es tut gut, das zu hören, aber es dringt nicht bis in mein Innerstes vor. „Danke. Und richte Lizzy aus, dass ich mich später bei ihr melde.“

In meinem Zuhause streife ich mir die Highheels von den Füßen und lasse die Tasche mit den Habseligkeiten aus dem Büro und meine Handtasche auf den großen Esszimmertisch im Wohnbereich fallen. Ich habe die Wohnung vor zwei Jahren gemietet: beste Lage im Stadtteil Eppendorf, hundert Quadratmeter, Neubau, drei Zimmer, großer Balkon und gehobene Ausstattung. Ich war damals so stolz, als ich eingezogen bin. Mit meinem eigenen Geld konnte ich mir diesen modernen Traum leisten.

Bei dem Gedanken zucke ich innerlich zusammen. Sofort steigen meine Ängste wieder an die Oberfläche.

Wie soll das jetzt alles weitergeben ohne Job? Wahrscheinlich kannst du dir diese Wohnung obnehin bald nicht mehr leisten.

Entmutigt lasse ich mich auf das weiße Ledersofa fallen und zucke kurz zusammen, weil es sich unangenehm kalt anfühlt. Schon nach der ersten Woche mit diesem Designraum habe ich die Anschaffung bereut. Ich dachte immer, eine Ledercouch wäre das Nonplusultra. Aber wie in so vielem habe ich mich getäuscht. Im Sommer klebt man mit der Haut daran fest und im Winter lege ich immer eine Decke unter, weil sich das Material erst aufwärmen muss. Ich fröstle, obwohl die kühle Jahreszeit eigentlich gerade überstanden ist. Anscheinend hat sich die Klimaanlage eingeschaltet, weil den ganzen Tag schon die Frühlingssonne durch die großen Fensterfronten brennt. Ich habe vergessen, die Rollos herunterzulassen. Das summende Geräusch, das die Klimaanlage verursacht, macht mir Kopfschmerzen. Schwerfällig stehe ich auf und öffne die große Schiebetür zum Balkon. Sofort umfängt mich der Lärm der Stadt. Ich setze mich auf einen der zwei schwarzen Spaghetti-Lehnsessel, und versuche, mich zu entspannen. Aber es ist, als würden die Verkehrsgeräusche sich einen direkten Weg durch meine Ohren in mein Gehirn bahnen und dort einen pochenden Schmerz verursachen. Ich habe keine Ahnung, was ich jetzt tun soll. Nur eines wird mir gerade klar: Ich muss hier weg. Mein Bedürfnis nach Ruhe, Frieden und frischer Luft ist in diesem Moment übermächtig. Ich will raus aus der Stadt. Und recht schnell fällt mir ein Ort ein, an den ich gehen könnte. Ein Ort, an dem ich die Sommer meiner Kindheit verbracht habe, an dem ich seit fünfzehn Jahren nicht gewesen bin und an den ich eigentlich nie wieder zurückkehren wollte.

Es ist Jahre her. Hör endlich damit auf, weiterbin eine große Sache daraus zu machen!

Ich schließe die Augen, um die Bilder zu verdrängen, die in mir aufsteigen wollen. Schmerzhaft Bilder, vor denen ich seit Jahren weglaufe. Vielleicht ist es Zeit, die Vergangenheit endlich ruhen zu lassen. Denn alles in mir schreit danach, diesen Sehnsuchtsort aufzusuchen. Ich höre schon das sanfte Geräusch der Wellen, die mich in den Schlaf wiegen.

In wenigen Minuten ist die Entscheidung gefallen. Ich packe zwei Koffer mit Klamotten und allem, was ich sonst so brauche. Außerdem verstaue ich sämtliche verderblichen Lebensmittel aus dem Kühlschrank in einer Kühltasche. Es sind nicht viele, denn ich bin kaum noch zum Kochen gekommen. Das wird sich nun ändern. Ich werde kochen und ich werde die Zeit haben, das Gekochte auch in Ruhe zu essen. Dieser Gedanke gibt mir neue Energie und eineinhalb Stunden später sitze ich wieder im Auto. Dieses Mal rufe ich nicht Manuel, sondern Lizzy an.

„Na endlich. Ich habe dir mindestens zehn Nachrichten geschrieben. Manu hat mir alles erzählt“, begrüßt sie mich aufgeregt.

„Hat er dir nicht gesagt, dass ich mich melde?“, frage ich leicht verunsichert. Eigentlich ist er die Zuverlässigkeit in Person – ich meine, er ist Anwalt.

„Doch, natürlich. Aber ich konnte es einfach nicht fassen, dass du nach dieser Sache tatsächlich ihn zuerst angerufen hast“, echauffert sie sich.

„Er ist Anwalt und ich brauchte seine fachliche Kompetenz“, erkläre ich mich.

„Aber *ich* bin deine beste Freundin und zuallererst braucht man doch seelischen Halt“, hielt sie dagegen.

„Also im Moment gibst du mir nicht gerade seelischen Halt“, wende ich ein. „Immerhin habe ich gerade meinen Job verloren und dir fällt nichts anderes ein, als auf mir herumzuhacken.“ Ich bin nicht wirklich sauer, aber ein bisschen nervt es mich schon, wie sie sich gerade verhält. Natürlich kenne ich sie und weiß, dass sie es nicht böse meint. Aber trotzdem ...

„Ups, das war nicht unbedingt einfühlsam von mir, oder?“, fragt sie zerknirscht.

„Nicht wirklich.“

Stille am anderen Ende der Verbindung.

„Aber ich weiß ja, wie du bist“, schränke ich schnell ein. Ich möchte nicht, dass sie sich deswegen schlecht fühlt. „Und wie bin ich?“, fragt sie mich leicht frustriert.

„Immer geradeheraus.“ Diese zwei Wörter beschreiben Lizzy perfekt.

„Nur, dass das in solchen Situationen nicht unbedingt die passende Herangehensweise ist“, schnauft sie. „Ich möchte dir eine Stütze sein und dich aufbauen und so, das weißt du, oder?“

Außerdem ist sie wirklich süß, ich kann ihr einfach nichts übelnehmen. „Na klar, und ich mag dich doch, weil du so bist, wie du bist“, beruhige ich sie deshalb.

„Mir scheint, als hätte ich da ganz schön Glück“, flachst sie und ich muss tatsächlich schmunzeln. Sie schafft es doch immer wieder, mich zum Lächeln zu bringen, selbst in solchen Situationen.

„Scheint so“, nehme ich sie ein bisschen auf die Schippe.

„Also gut, dann mal raus mit der Sprache! Ich möchte das jetzt noch einmal von dir persönlich hören. Und lass bloß nichts aus!“

Eine halbe Stunde später haben wir die Sachlage bis ins Detail durchgekaut und Lizzy hat alle Schimpfwörter verwendet, die mir nicht eingefallen sind. Ihr Repertoire ist da deutlich umfangreicher als meines.

„Diese Flachwichser. Und für die hast du dir jahrelang den Buckel krumm geschuftet“, schimpft sie stellvertretend für mich.

„Na ja, nicht unbedingt für sie – für die ganze Firma eben“, schränke ich ein.

Bei Lizzy im Hintergrund höre ich komische Geräusche. „Was ist bei dir los, was tust du?“, frage ich nach.

„Äh, warte mal ... Moment ...“ Erneut ertönt ein klackerndes Scheppern, dann ein lauter Rumms. „So, jetzt gehts wieder. Kann ja nicht angehen, dass ich diese Firma weiter unterstütze“, schnauft sie.

„Was hast du getan? Du hast doch nicht...“

Lizzy unterbricht mich. „Doch, genau das. Ich habe alle Kosmetikprodukte von diesem Saftladen im Mülleimer entsorgt. Und ich kann dir sagen, das waren eine Menge.“ Sie schnauft schwer, als hätte sie gerade Schwerstarbeit erledigt und nicht ein paar Lippenstifte, Lidschatten und Make-up-Fläschchen weggeworfen.

„Du weißt schon, dass *ich* dir die alle als Gratisproben mitgebracht habe ...“, wende ich ein. Ich will ihren Enthusiasmus ja nicht dämpfen, aber den Konzern wird es nicht weiter kümmern, wenn ein paar alte Proben für Mitarbeiter im Müll landen.

„Natürlich weiß ich das – aber es geht doch ums Prinzip. Ich will nichts mehr von denen benutzen. Ich möchte mich mit dir solidarisieren“, tönt es stolz aus den Lautsprechern meines Minis.

„Danke, ich weiß diese Geste zu schätzen.“ Auch wenn es Ressourcenverschwendung ist, doch das behalte ich für mich. Theoretisch müsste ich jetzt meine Schminkutensilien ebenfalls entsorgen. Aber da ich ausschließlich mit der Marke, für die ich bis vor wenigen Stunden noch gearbeitet habe, bestückt bin, wäre das ein ganz schönes Desaster. Und ein teures dazu, wenn ich mir alles neu anschaffen müsste. In meiner Situation gerade nicht unbedingt die klügste Idee.

„Und wenn du es dir noch anders überlegst: Du weißt, du kannst jederzeit auch bei uns unterkommen für einen Tapetenwechsel“, bietet Lizzy an.

„Danke, das ist lieb. Aber ihr wohnt ja auch in Hamburg“, erwidere ich.

„Aber wir haben andere Tapeten.“ Ich höre ihr Grinsen durchs Handy.

„Ich muss einfach mal raus“, bekräftige ich.

„Aber Röversborn – bist du dir sicher?“ Lizzy weiß von der Geschichte, die damals passiert ist. Die Geschichte, die ich vergeblich versucht habe zu vergessen, und nun würde ich mich nach fünfzehn Jahren erneut damit konfrontieren. Ich kann es selbst noch gar nicht glauben, dass ich das wirklich durchziehe.

Es ist Zeit, endlich damit abzuschließen.

Eine Sache, die mir mehr als klar ist. Aber von etwas überzeugt zu sein ist das Eine, das Ganze dann umzusetzen wieder etwas komplett anderes.

„Ist euer Cottage am Meer überhaupt noch bewohnbar? Wie lange bist du nicht mehr dort gewesen?“, unterbricht Lizzy meine Gedanken. Ich höre die Sorge aus ihrer Stimme, was mir sofort ein warmes Gefühl in meiner Brust beschert. Ich bin unglaublich froh, eine solche Freundin zu haben. Allerdings hat sie da ein Thema angeschnitten, über das ich mir bisher nicht erlaubt habe, tiefergehend nachzudenken.

„Meine Eltern waren in den letzten Jahren immer mal wieder kurz dort, um nach dem Rechten zu sehen. Also zusammengebrochen ist es noch nicht, das hätten sie mir gesagt“, scherze ich.

„Na, das hört sich ja sehr beruhigend an“, bemerkt Lizzy ironisch.

„Es ist einfach. Das war es schon immer und das ist genau das, was ich brauche. Ich muss das Leben wieder spüren. Ich habe das Gefühl, es ist die letzten Jahre einfach an mir vorbeigegangen.“ In dem Moment, als ich das sage, wird mir klar, dass es zu hundert Prozent stimmt. „Ich fühle mich wie ein Passagier in einem schwankenden Boot, ohne wirkliches Mitspracherecht, wo die Reise hinget. Es wird Zeit, dass ich endlich wieder das Ruder übernehme.“ Ein kleines Fünkchen Kampfgeist erwacht in mir. Es ist noch winzig, aber ich werde mich gut darum kümmern und schon bald wird daraus ein regelrechtes Lagerfeuer werden.

Ein Lagerfeuer, ernsthaft?

Ich würde meiner inneren Stimme wirklich gerne mal den Mund verbieten. Dann eben eine Flamme. Okay? Eine Flamme werde ich ja wohl hinkriegen.

„Aye, aye Kapitän, volle Kraft voraus“, mischt sich Lizzy nichtsahnend in meine innere Zwiesprache ein. „Aber Vorsicht vor Eisbergen!“, schmettert sie inbrünstig hinterher.

„Ich tue mein Bestes.“

Nachdem wir aufgelegt haben, konzentriere ich mich aufs Fahren und schiebe das Telefonat mit meinen Eltern so lange wie möglich hinaus. Das Cottage am Meer gehört ihnen und ich sollte Bescheid geben, dass ich dorthin fahre. Eigentlich ist es eher eine Hütte, als ein Cottage. Aber ich habe es immer schon so genannt, weil sich das deutlich romantischer anhört.

Ich fahre von der Autobahn ab und lenke meinen dunkelgrünen Mini durch die flache Landschaft von Mecklenburg-Vorpommern. Der Raps hat gerade angefangen, zu blühen, und soweit das Auge reicht, breitet sich ein gelber Blütenteppich vor mir auf. Die Farbe ist so wunderbar strahlend, dass sie es schafft, mein Herz für ein paar Minuten zu erhellen. Es komplett in sonniges Gelb zu tauchen. Doch dann fällt mir wieder ein, warum ich diese Reise unternehme und ich schlucke schwer.

Als ich an einem großen Supermarkt vorbeikomme, halte ich spontan an, um mich mit Lebensmitteln und Putzkram einzudecken. Ich weiß wirklich nicht ganz genau, in welchem Zustand sich das Cottage befindet, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es staubig sein wird. Nicht nur *ich* war seit Jahren nicht mehr dort gewesen, auch meine Eltern nutzen es kaum. Ursprünglich gehörte es meinen Großeltern, mit denen ich die Sommer im Cottage verbracht habe. Mama und Papa hatten nie großes Interesse an dem Häuschen. Es ist ihnen schon immer zu einfach und spartanisch gewesen. Sie sind typische Stadtmenschen und wohnen wie ich in Hamburg. Und sie brauchen für einen Urlaub deutlich mehr Luxus, als das Cottage ihnen bietet. Für mich war es immer genug. Das ist nicht der Grund, warum ich seit fünfzehn Jahren nicht dort war.

Ich laufe durch die Regalreihen und greife wahllos nach Dingen, die ich in den Einkaufswagen befördere. Ich weiß nicht, was ich zu essen mitnehmen soll, Kochen stand ja in letzter Zeit nicht unbedingt auf meiner Tagesordnung. Da entdecke ich die große Weinabteilung, die mir gerade wie eine Oase in der Wüste erscheint. Ich steuere direkt darauf zu und fahre dabei fast eine Oma mit ihrem Rollator um. Ich entschuldige mich sofort mehrmals, bevor ich meinen Weg fortsetze. Wie immer wähle ich meinen Wein ausschließlich nach dem Etikett aus. Goldene Buchstaben auf schwarzem Grund – sieht edel aus: gekauft. Ein Anker im Pop-Art-Stil – total cool: Der Wein muss quasi schmecken, bei der Verpackung. Oh, wie süß, ein Marienkäfer – ab ins Körbchen mit dir!

Ansonsten findet noch eine Menge Schokolade den Weg zu meinen Einkäufen und ein ganzes Sortiment an Putzmitteln und Lappen.

Mit dem übervollen Wagen mache ich mich auf den Weg zur Kasse und räume dabei mit dem Stil des Wischmopps versehentlich eine ganze Reihe Popcorn aus dem Regal. Ich stöhne laut und sortiere alles wieder ein. Heute ist echt nicht mein Tag. Aber immerhin ist nichts zu Bruch gegangen, dafür sollte ich dankbar sein. Bin ich aber nicht.

Die Kassiererin scannt meine Einkäufe und schaut dabei immer mal wieder zu mir hoch. Dass ich vor allem Süßkram, Wein und Putzmittel gekauft habe, scheint sie zu irritieren. Dann blitzt Erkenntnis in ihrem Gesicht auf. „Kindergeburtstag?“, fragt sie mich voller Mitgefühl. Ich stutze einen Moment. Schokolade für die Kinder leuchtet mir ein. Aber wie passt der Alkohol ins Bild? Ich habe noch nie einen Kindergeburtstag veranstaltet, trotzdem kann ich mir vorstellen, dass das recht anstrengend sein muss. Wein ist da sicher nicht verkehrt. Und das Putzzeug, um hinterher die Bude wieder sauber zu bekommen. Okay, geschnallt. Ich zucke mit den Schultern und nuschle: „So ähnlich.“ Natürlich ist das geflunkert, aber ich gebe zu, ich genieße ihr verständnisvolles Lächeln gerade einfach.

„Es ist das, was ich momentan wirklich brauche und es schadet ja keinem“, versuche ich mein schlechtes Gewissen zu beruhigen.

„Ich kenne das, als Mama hat man es nicht gerade leicht“, fährt die Kassiererin fort. Ich nicke bestätigend. Endlich ein bisschen Freundlichkeit an diesem bescheidenen Tag. „Die ganze Arbeit bleibt an einem kleben. Das mit dem Wein machen Sie da völlig richtig.“ Sie zwinkert mir zu.

Jetzt wird mir das doch langsam unangenehm und ich versuche, so schnell wie möglich meine Einkäufe wieder in den Wagen zu bugsieren, um hier wegzukommen.

„Wie alt?“, fragt sie mich lächelnd.

Wieso will sie jetzt wissen, wie alt ich bin?

„Dreißig“, antworte ich und tippe schnell meinen PIN-Code in das Kartenlesegerät.

Stirnrunzelnd blickt sie zu mir hoch. Irgendwas läuft hier falsch. Wo ist denn plötzlich das ganze Mitgefühl hin, das mich eben noch wie eine bauschige Wattewolke umhüllt hat?

Sie wollte wissen, wie alt dein imaginäres Kind ist, Stella.

Ups. Wie unangenehm. Ich lächle leicht verkrampft, verabschiede mich und verlasse fluchtartig den Laden.

Bei dir sind heute eindeutig mehrere Sicherungen durchgebrannt.

Als ich wieder auf der Strecke Richtung Cottage bin, fasse ich mir endlich ein Herz und wähle die Nummer meiner Mama. Nach dem zweiten Klingeln hebt sie ab.

„Hallo mein Schatz“, begrüßt sie mich freundlich. Die Freundlichkeit verschwindet aber in rasanter Geschwindigkeit, während ich ihr erzähle, was bei mir los ist.

„Martin, sie möchte zur Hütte am Meer“, erklärt sie meinem Vater, der anscheinend neben ihr steht, denn ich höre deutlich seine Antwort. „Was will sie in der alten Bruchbude?“

„Papa fragt...“

„Ich habe jedes Wort verstanden. Und wieso überhaupt Bruchbude? Ihr seid doch immer mal wieder dort gewesen, um nach dem Rechten zu schauen, oder nicht?“, hake ich leicht verunsichert nach.

„Wir haben halt das Allernötigste gemacht. Aber es fährt ja keiner mehr hin. Deshalb ... Und überhaupt – ich dachte, du wolltest nie wieder nach Röversborn?“ Den letzten Satz formuliert sie ganz vorsichtig und mit weicher Stimme.

„Ich denke, es ist an der Zeit, damit abzuschließen“, antworte ich selbstbewusster, als ich mich fühle.

Stille am anderen Ende der Leitung. Meine Mama räuspert sich. „Das finde ich gut, wirklich. Es ist ja auch schon lange her. Aber in deiner Situation, ich meine, wird das nicht alles ein bisschen viel?“

Ich schließe kurz die Augen, bevor mir wieder einfällt, dass ich hinter dem Steuer sitze und sie deshalb schnell aufreißt. Ich bin so was von durch den Wind, das gibts ja gar nicht.

Wenn du im Straßengraben landest, brauchst du dir zumindest keine Sorgen mehr um einen neuen Job zu machen.

Wie gut, dass ich mit einer sarkastischen inneren Stimme gesegnet bin – da fühle ich mich doch gleich viel besser.

„Schatz, bist du noch dran?“, höre ich meine Mama aus den Lautsprechern.

„Ja, entschuldige, ich war gerade abgelenkt. Ich muss jetzt Schluss machen, ich bin gleich da“, drücke ich mich um eine Antwort. „Der Schlüssel ist immer noch an der gleichen Stelle deponiert?“

„Ja, das schon, aber in den letzten fünfzehn Jahren hat sich einiges verän...“

Ich unterbreche sie. „Ich weiß, was auf mich zukommt. Keine Heizung, kein Strom – wie früher in den Ferien mit Oma und Opa. Zurück zur Natur. Das ist genau das, was ich brauche, glaub mir!“ Dann verabschiede ich mich schnell. Ich kann jetzt niemanden gebrauchen, der mir die Sache ausreden will. Ich habe mich dazu entschlossen und ich denke wirklich, dass es mir helfen wird, einige Dinge klarer zu sehen. Vor allem, wohin ich mit meinem Leben möchte. Denn aktuell bin ich komplett planlos.

Die Straße macht einen Schlenker und plötzlich sehe ich am Horizont das Blau des Meeres. Mein Herz stößt einen Jauchzer aus, der durch meinen gesamten Körper hallt. Wie ein Echo wird er zurückgeworfen und bringt mein Inneres zum Schwingen. Mit einem Mal fühle ich mich zuversichtlich.

„Ich tue genau das Richtige und ich glaube, ich werde den ganzen Sommer bleiben“, flüstere ich vor mich hin und von Minute zu Minute fühlt sich das mehr wie die beste Idee an, die ich jemals hatte.

Kapitel 2



Ich biege auf einen geschotterten Weg ein, der durch ein Wäldchen aus Hainbuchen, Eschen und Eichen führt. Er endet in einer kleinen, ebenfalls gekiesten Parkfläche, dicht an den Klippen. Hier ist nur Platz für höchstens drei Fahrzeuge. Ein blauer Kompaktvan blockiert einen davon. Wahrscheinlich ein Spaziergänger. Denn außer unserem Cottage oben an der Klippe befindet sich nur ein alter Schuppen am Strand, der früher von einem Fischer genutzt wurde. Er war aber schon in meiner Kindheit verwaist. Keine Ahnung, ob er überhaupt noch steht. Das Cottage liegt hier völlig einsam. Der nächste Ort ist Röversborn, aber der ist auf dem Landweg etwa fünf Kilometer entfernt. Und das ist genau das, wonach ich mich gerade sehne: Ruhe.

Ich stelle meinen Mini neben dem blauen Wagen ab und schnappe mir zwei der Papiertüten aus dem Supermarkt. Dann laufe ich über einen schmalen Pfad eine Anhöhe hinauf, bevor es wieder hinunter geht. Und endlich liegt es vor mir: das Cottage. Von hier aus sehe ich nur die Rückseite, aber auch die beschert mir schon Glücksgefühle. Selbst wenn die weiße Farbe ziemlich abblättert und das mit Holzschindeln gedeckte Dach, freundlich ausgedrückt, nicht mehr ganz taufrisch aussieht. Da ist es endlich.

Hier habe ich so viele Sommer verbracht.

Glückliche Sommer.

Bis auf den einen.

Schnell konzentriere ich mich auf das Gewicht der Papiertüten in beiden Händen und folge weiter dem Pfad, der das Häuschen auf der rechten Seite umrundet. Das Meer gerät in mein Blickfeld, das etwa zwanzig Meter weiter unten liegt. Der salzige Geruch folgt mir schon, seit ich die Autotür geöffnet habe, und ich habe das Gefühl, direkt freier zu atmen. Ich nehme die Abzweigung zum Cottage, blicke aber kurz den Pfad entlang, der weiter zum Strand hinab führt und stocke.

Das kann nicht sein.

Die Fischerhütte ist weg. Komplett weg. An ihrer Stelle steht ein neues Häuschen – eine Art Tiny House, wie es jetzt modern ist. Auf hohen Stelzen thront es in der Bucht. Die Solarpaneele, die das Blechdach fast gänzlich bedecken, glänzen in der Sonne. Ich sehe von hier aus nur die Rückseite, die aus hellem Holz besteht. Das Häuschen sieht recht neu aus und ist genau das Gegenteil der Fischerhütte, die hier vorher gestanden hat. Ich stelle die schweren Tüten auf dem Weg ab und starre hinunter. Natürlich hat sich hier nach so langer Zeit etwas verändert, das ist mir klar. Aber an dieser alten Hütte hängen Erinnerungen. Eigentlich sollte ich froh sein, dass sie fort ist – nur das bin ich nicht. Ganz und gar nicht.

Der Sommer vor 15 Jahren

Es war spät geworden und ich zündete eine der altmodischen Petroleumlampen in der Küche an. Wir hatten Fisch gegrillt, den Opa am Hafen von Röversborn gekauft hatte. Nun half ich meiner Oma beim Abwasch. Sie hatte das Wasser in einem Topf auf der Glut des Grills erwärmt und in das Spülbecken gekippt. Ich war wie immer für das Abtrocknen zuständig. So etwas wie eine Spülmaschine gab es hier nicht. Wir hatten noch nicht einmal Strom. Und während ich daheim schon keine Lust hatte, meinen Teller in den Geschirrspüler zu räumen, machte es mir hier im Cottage nichts aus, beim Abwasch zu helfen. Es war wie ein Ritual. Meine Oma spülte ab, ich trocknete. Und dabei ließen wir den vergangenen Ferientag Revue passieren.

„Du bist heute geschwommen wie ein Delfin. Opa hatte schon Angst, wir bekommen dich gar nicht mehr aus dem Wasser“, schmunzelte meine Großmutter. Graue Locken umtanzten ein Gesicht mit vielen Lachfalten. Ich kannte niemanden, der mehr lachte, als meine Oma. Sie war ein durch und durch fröhlicher Mensch.

„Dafür ist es dann doch zu kalt“, gab ich zurück. „Ich wollte sehen, ob ich es bis zur nächsten Bucht schaffe.“ Und das hatte ich. Das allererste Mal. Während es in unserer Bucht nur einen Kiesstrand gab, wartete die nebenliegende mit feinstem Sand auf. Völlig außer Atem hatte ich mich stolz und glücklich aus dem Wasser auf den menschenleeren Strand gezogen und mich der Länge nach ausgestreckt. Ich hatte meine Zehen in den sonnenwarmen Sand gebohrt und mich ausgeruht, bis ich für den Rückweg genug Kraft gesammelt hatte.

„Du weißt, dass es hier gefährliche Strömungen gibt“, ermahnte sie mich und reichte mir einen der Teller mit dem verschnörkelten Rosenmuster. Eine Stelle am Rand war ein wenig abgeplatzt, aber das störte hier niemanden. Im Cottage gab es nur ausgemustertes und deshalb komplett zusammengewürfeltes Geschirr. Einen Tisch damit zu decken, hatte seinen ganz eigenen Charme.

„Wenn ich mich dicht bei den Felsen halte, erwischt mich keine der Strömungen“, schnaufte ich leicht genervt. Ich war schließlich dieses Jahr fünfzehn geworden und hasste es, wenn sie mich behandelte wie ein kleines Kind. Seit ich schwimmen konnte, kannte ich diese Bucht. Sie war mein Sommerzuhaus. Auch wenn ich dieses Jahr ernsthaft überlegt hatte, mit meinen Freundinnen ins Feriencamp zu fahren. Denn ich wusste, dass Lasse aus unserer Klasse auch dort sein würde, und ich schwärmte schon eine Weile für ihn. Aber ich hatte mich bisher nicht getraut, mehr als ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Das Camp wäre perfekt gewesen, um ihm vielleicht ein bisschen näher zu kommen. Aber wahrscheinlich wäre meine Schüchternheit mir doch wieder im Weg gestanden. Ich biss mir auf die Innenseite der Wange, um diese Gedanken zu verdrängen. Ich war gerne hier und es war die richtige Entscheidung gewesen, den Sommer mit meinen Großeltern zu verbringen.

Ich verstaute die letzte Gabel in der Besteckschublade und hängte das Geschirrtuch an den dafür vorgesehenen Haken.

„Spielen wir noch eine Partie Rummy?“, fragte ich.

„Heute nicht mehr, mein Engel, es ist schon zehn. Zeit, für eine alte Frau, ins Bett zu gehen.“ Sie lief zum Klappsofa, das hier im Küchenwohnraum stand und zog es aus. Dann holte sie die Bettwäsche aus einer bemalten Holztruhe, zog das Spannbetttuch auf und breitete Decke und Kissen darauf aus. „So, dein Bett ist gemacht“, sagte sie, als sie meinen alten Stoffhasen Rüdiger aufs Polster setzte. Wenn jemand aus meiner Klasse wüsste, dass ich noch mit einem Kuscheltier schlief, dann würden sie sich definitiv über mich lustig machen. Und zwar ohne Ende. Aber hier waren wir völlig abgeschieden und Rüdiger und ich konnten ungestört Kuschelzeit genießen. Sein rechtes Ohr war abgeknickt und an manchen Stellen war sein Fell schon etwas verfilzt. Aber er verbrachte seit meinem fünften Lebensjahr die Sommer

mit mir in der Bucht und ich konnte mir nicht vorstellen, wie es wäre, ohne ihn auf dem Ausziehsofa zu schlafen. Ich hatte mir allerdings fest vorgenommen, dass es unsere letzte gemeinsame Zeit sein würde – irgendwann musste ich ja mal erwachsen werden. Aber diesen Sommer würde er noch an meiner Seite sein.

Oma kam auf mich zu und nahm mich in den Arm.

„Ich werde draußen ein bisschen Musik hören“, erklärte ich ihr. Auch wenn Rüdiger mich äußerst treuherzig ansah, lockte das Bett mich noch überhaupt nicht. Es war schließlich schulfrei und das wollte ich auskosten: kein frühes Schlafengehen und kein schrilles Weckergebimmel.

„Aber mach nicht so lange! Gute Nacht, Stella.“ Sie küsste mich auf meine widerspenstigen brünetten Haare und verschwand dann im winzigen Badezimmer.

Als ich mit meinem MP3-Player in der Hand auf die Veranda trat, kam Opa mir entgegen.

„Oma geht schon schlafen, aber ich möchte noch ein bisschen draußen bleiben“, erklärte ich ihm.

„Ich werde ein bisschen im Bett lesen. Vergiss nicht, die Tür von innen abzusperrern, wenn du reingehst“, bat er mich und drückte liebevoll meine Schulter, als er an mir vorbeiging.

Ich ließ mich in einen der tiefen Lehnstühle aus Holz sinken und startete meine Urlaubsplaylist. Ich machte mir keine Kerze an, aber der Schein von Opas Petroleumlampe drang aus dem Schlafzimmerfenster sanft auf die Veranda. Es war kein sehr starkes Licht, dennoch reichte es mir völlig aus. Der Mond schien heute hell über dem Meer und ich konnte die Umrisse der Umgebung gut erkennen. Als der Wind auffrischte, zog ich mir den Reißverschluss meiner schwarzen Fleecejacke bis unters Kinn. Ich liebte es, hier im Dunkeln zu sitzen und Musik zu hören. Auch wenn es vielleicht seltsam klang, aber so waren die Melodien für mich viel bedeutender als tagsüber. Die Nacht intensivierte alles. Ich konzentrierte mich voll auf die Musik, ohne Ablenkung, und versank völlig in ihr.

Ab und an sah ich die Silhouette einer Fledermaus am Cottage vorbeihuschen, aber sonst war alles ruhig. Das Dach über mir schaffte Behaglichkeit und ich ließ meine Gedanken schweifen. Plötzlich bemerkte ich jedoch das Licht einer Taschenlampe, das den schmalen Pfad zum Strand entlangwanderte. An der Abzweigung zum Cottage war die Person gerade vorbeigegangen. Es schien so, als wollte sie hinunter in die Bucht – zum alten Fischerschuppen. Ich stöhnte. Nicht schon wieder. Letztes Jahr hatten Jugendliche aus dem Ort die Hütte zu ihrem Geheimtreff auserkoren und ständig ihren ganzen Müll am Strand liegen lassen. Einmal hatte es sogar eine Party gegeben, die ich trotz lauter Musik leider verschlafen hatte. Meine Großeltern hatten die Sause aufgelöst und mir am nächsten Tag davon erzählt. Es gab wohl Alkohol und die Kids waren alle minderjährig gewesen. Ich hatte mich furchtbar geärgert, weil ich *das* Highlight des Sommers verpasst hatte. Natürlich hätte ich nicht mitgefeiert, dazu war ich viel zu schüchtern, aber ich hätte zumindest gerne gesehen, wer dagewesen war und wie die Party ausgesehen hatte.

Das Licht der Taschenlampe war nun an der alten Fischerhütte angekommen und verschwand dahinter.

Ich hatte es doch gewusst. Bestimmt ein Jugendlicher aus dem Ort, oder sogar mehrere. Vielleicht fand gerade in dem Moment wieder eine Feier statt. Keine Ahnung, wer sonst um diese Zeit hierherkommen sollte. Es gab hier nichts zu holen und es war auch nicht ungefährlich, nachts über den Klippenpfad zu laufen. Entweder man kannte sich hier aus oder man war ein Teenager, dem die Gefahren einfach am Hintern vorbeiging. Minutenlang starrte ich zur mondbeschienenen Hütte hinunter und überlegte, was ich tun sollte. Eigentlich wäre es längst Zeit, schlafen zu gehen. Aber ich würde zu gerne sehen, was dort unten vor sich ging. Aufregung hatte mich gepackt und meine Neugier stachelte mich dazu an, aufzustehen und mir aus der Küchenschublade eine der drei Taschenlampen herauszuholen, die dort lagen. Dann trat ich wieder auf die Veranda, schloss leise die Haustür und verharrte. In meinem Kopf lief

ein hitziges Gefecht ab. Einerseits wollte ich gerne wissen, ob dort wirklich wieder eine Party stieg. Ich hatte sie schließlich schon einmal verpasst. Andererseits war es total irrsinnig, alleine im Dunkeln zur Fischerhütte zu laufen, denn ich wusste nicht sicher, dass dort unten Jugendliche waren. Vielleicht trieb sich ein Obdachloser dort herum, der in der Hütte Schutz suchte. Aber wie unwahrscheinlich war es, dass er hier Kilometer entfernt von der nächsten Ortschaft, im Dunkeln, mit einer Taschenlampe den Klippenpfad entlangief?! Nur, um an einem warmen Sommerabend in einer alten Fischerhütte zu übernachten, in der ihn meine Großeltern morgen sowieso entdecken würden. Das kam mir ziemlich unlogisch vor. Aber was war schon logisch auf dieser Welt?

Ich sollte vernünftig sein und meinem Opa Bescheid geben. Doch der würde die Feier nur wieder auflösen. Also nahm ich all meinen Mut zusammen und schaltete die Taschenlampe ein. Dann begann ich den Abstieg zur Bucht. Ich kannte den Pfad wie meine Westentasche, weshalb das auch bei Finsternis eine relativ leichte Übung für mich war. Der Schuppen hatte auf der Rückseite keine Fenster. Man konnte also vom Cottage und meiner Position aus nicht sehen, ob drinnen Licht brannte. Ich schlich näher und presste mich an die Seitenwand des alten, leicht windschiefen Gebäudes, das schon seit vielen Jahren nicht mehr genutzt wurde. Mein Plan war es, nur kurz zum Fenster hineinzuspähen und dann gleich wieder zurückzugehen. Ich war schüchtern, aber meine Neugier kämpfte permanent gegen diesen Wesenszug von mir an. Und gerade gewann sie haushoch.

Also spähte ich um die Ecke und konnte einen sanften Lichtschein erkennen. Jemand war in der Hütte. Mein Herz klopfte wie ein Vorschlaghammer in meiner Brust und das Adrenalin pumpte durch meine Adern. Das hier war aufregend. Ein kleines Abenteuer, in dem schönen, aber doch recht ereignislosen Sommer hier. Ich duckte mich und schlich langsam näher an das Fenster heran. Dann ging ich darunter in die Hocke, damit mich von drinnen niemand sehen konnte. Ich atmete tief durch, um meinen Herzschlag zu beruhigen. Es war verrückt, was ich hier tat. Total verrückt. Aber es war auch das Spannendste, was die letzten zwei Wochen passiert war.

Ganz langsam richtete ich mich auf, so dass ich alle Muskeln in meinen Oberschenkeln spürte. Und dann wagte ich einen kurzen Blick ins Innere. Eine Campingleuchte erhellte den kleinen Raum nur unzureichend. Ich konnte ein paar alte Holzkisten entdecken, einen windschiefen Tisch und mehrere Hocker, aber keine Menschenseele. Etwas enttäuscht und auch ein wenig alarmiert duckte ich mich wieder und presste mich an die Wand unter dem Fenster.

„Erwischt“, rief plötzlich jemand. Vor lauter Schreck sprang ich auf und blickte mich hektisch um. Der Vorschlaghammer in meiner Brust hämmerte hart und schnell und ich spürte, wie die Panik meinen Nacken hinaufkroch. Was, wenn ich mich hier völlig verschätzt hatte und es keine Jugendlichen waren? Ängstlich machte ich einen Schritt rückwärts, weg von der Hütte. Endlich blieb mein Blick an der Gestalt hängen, die gesprochen haben musste. Sie kam jetzt langsam auf mich zu. Ich konnte allerdings nicht mehr erkennen, als eine Silhouette. Sie war vielleicht drei Meter von mir entfernt. Die Stimme war männlich gewesen, was nicht gerade dazu beitrug, mich zu beruhigen.

Das hast du jetzt von deiner verdammt Neugier.

„Wou, wou, keine Sorge, ich wollte dich nicht erschrecken. Nein, das ist falsch: Eigentlich wollte ich dich schon erschrecken – schließlich bist du mir nachgeschlichen, da muss ein bisschen Strafe schon sein.“ Derjenige, der gesprochen hatte, kam weiter langsam mit leicht erhobenen Händen auf mich zu. Das Lächeln in seiner Stimme verriet mir, dass er sich köstlich über meinen Schreck amüsierte, was der Situation ein wenig die Schärfe nahm. Endlich fiel mir auch wieder ein, dass ich eine Taschenlampe in der Hand hielt, die ich nun einschaltete. Um Klarheit zu bekommen, leuchtete ich dem Unbekannten mitten ins Gesicht.

„Hey, das blendet!“ Er blieb stehen und hob den Arm, um sich vor dem grellen Licht zu schützen. Meine Panik verblasste etwas. Er war ein Jugendlicher – wie ich es mir gedacht hatte. Erleichtert richtete ich den Kegel der Taschenlampe auf den Boden.

Wieso bist du denn jetzt erleichtert? Da steht ein fremder junger Mann vor dir und ihr seid ganz alleine.

Ich versuchte, meine innere Stimme zu ignorieren.

„Also, verrätst du mir, warum du mir hinterherspionierst?“, fragte der Unbekannte süffisant und verschränkte die Hände vor der Brust.

„Ich spioniere dir nicht hinterher“, erwiderte ich patzig. Wenn ich ehrlich war, war ich ziemlich unsicher. Aber ich wollte auf keinen Fall, dass er das bemerkte.

„Ach so. Und wie würdest du das nennen?“, fragte er.

„Ich sehe hier nach dem Rechten“, entgegnete ich altklug, weil es das war, was mir am schnellsten einfiel.

„Aha.“ Sein Ton klang spöttisch. Der fremde Junge setzte sich wieder in Bewegung und fing an, mich zu umkreisen. Weil ich ihm nicht den Rücken zukehren wollte, drehte ich mich notgedrungen mit. „Und was berechtigt dich dazu, hier die Oberaufseherin zu spielen?“, hakte er nach.

Ich ärgerte mich über seinen herablassenden Tonfall. Natürlich war es nicht die feine Art gewesen, hier herumzuschleichen, aber ich hatte ja wohl kein Staatsverbrechen begangen oder so. „Ich wohne dort oben“, deutete ich auf das Cottage. „Jugendliche haben hier letztes Jahr öfter mal Partys mit Alkohol gefeiert und ihren Müll liegen lassen. Meine Großeltern sehen das nicht so gerne.“

„Ach, du gehörst zu den Sommertouristen in dem weißen Häuschen. Habe mich schon immer gefragt, wer in der Bude da seine Ferien verbringt.“

Oh, oh. Vielleicht hätte ich ihm nicht direkt verraten sollen, wo ich wohne. Andererseits war es sowieso offensichtlich. Wo sollte ich denn sonst mitten in der Nacht herkommen?

„Okay, also du bist die Alkohol- und Müllpolizei“, fuhr er fort, mich zu veralbern. „Da mach dir mal keine Sorgen. Ich habe keines von beidem dabei.“ Endlich hörte er auf, mich zu umkreisen, schritt auf die Hütte zu und ging hinein. Die Türe ließ er offen. Überrascht blieb ich an Ort und Stelle stehen und hatte keine Ahnung, was ich nun tun sollte.

Na am besten so schnell wie möglich verduften. Er ist ein Typ, den du nicht kennst, und ihr seid mutterseelenallein hier.

Aber nachdem ich nun schon einmal da war ... Und der Junge kam mir überhaupt nicht gefährlich oder unheimlich vor. Er war selbstbewusst, jedoch nicht einschüchternd. Unsicher ging ich zur Tür und blieb im Rahmen stehen. Der Fremde hatte sich auf einen der Hocker gesetzt und holte gerade eine Gitarre aus einem Koffer, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Endlich erhielt ich Gelegenheit, den Jungen genauer zu betrachten. Er schien etwas älter zu sein, als ich zunächst gedacht hatte. Mindestens drei oder vier Jahre älter als ich. Er trug eine Lederjacke, die schon bessere Zeiten gesehen hatte und die genau deshalb ziemlich stylisch an ihm aussah. Seine dunkelbraunen Haare waren an den Seiten kurz geschnitten und hingen ihm oben lässig in die Stirn. Er stellte die Gitarre auf einem Oberschenkel ab und blickte zu mir hoch. Sein Blick war intensiv, die Augenfarbe aber nicht zu erkennen – dazu reichte das Licht der Campinglaterne nicht aus.

„Was machst du dann hier, wenn du keine Party feierst?“ Es hatte mich Mut gekostet, das auszusprechen. Aber da er mich schon als Oberaufseherin bezeichnete, wollte ich dieser Bezeichnung auch alle Ehre machen. Trotz hatte meine Neugier abgelöst. Oder sie hatten sich zusammengetan. Wer wusste schon, was in meinem hormongesteuerten Teenagerkörper so ablief. Das musste ich mir zumindest von meinen Eltern des Öfteren anhören.

Ein schelmisches Grinsen stahl sich auf sein Gesicht. „Nicht so leicht abzuschütteln, wat?“ Es war an seinem Dialekt deutlich zu hören, dass er aus der Gegend kam, auch wenn er kein starkes Plattdeutsch sprach, wie viele der Einheimischen hier.

„Na ja, du hast die Tür aufgelassen ...“, wies ich ihn auf das Offensichtliche hin. Er hatte nicht gewollt, dass ich gehe, so viel war klar.

„Touché.“ Er fing an, sein Instrument zu stimmen, dachte aber wohl nicht daran, mir zu antworten.

„Also kommst du nachts hier raus, um Gitarre zu spielen? Den ganzen Weg aus Röversborn?“ Das schien mir reichlich seltsam.

„Du klingst, als wäre das ungewöhnlich.“ Seine Augenbrauen hüpften, als er das sagte.

„Äh, ja. Hast du kein Zuhause, wo du rumklümpeln kannst?“

Sein Blick zuckte zu mir und sämtlicher Humor war mit einem Schlag daraus verschwunden. Er sah mich fast schon traurig an.

Oh, Mist. Vielleicht hatte er wirklich kein Zuhause. Was war ich nur für ein Trampel. „Es tut mir leid ... Also ... Ich wollte nicht ...“, stammelte ich.

Da brach er in lautes Gelächter aus und schien sich gar nicht mehr einzukriegen. „Dein Gesicht, das hättest du jetzt echt sehen sollen. Zum Schießen.“

Er machte sich gerade über mich lustig. Trotzdem kam ich nicht umhin zu bemerken, dass seine Grübchen zum Niederknien waren. Überhaupt war er eine ziemliche Sahneschnitte. Aber so, wie er sich verhielt, machte er das alles wieder zunichte. Gekränkt drehte ich mich um und tat einen Schritt hinaus aus der Hütte.

„Hey, das war nicht die feine Art, das gebe ich zu. Lauf doch nicht gleich weg!“, rief er mir hinterher. Ich hielt an, drehte mich aber nicht um. In meinem Kopf flogen die Gedanken wild durcheinander – wie Popcorn in einer Popcornmaschine. Ich wusste, dass ich gehen sollte. Nichts hielt mich hier. Er war eingebildet und gemein und wenn meine Großeltern entdeckten, dass ich nicht auf der Veranda saß, würde es riesigen Ärger geben. Und doch hielt mich etwas zurück.

„Mir ist zuhause die Decke auf den Kopf gefallen, deshalb bin ich hier. Meine Familie ist manchmal einfach ... Wie soll ich es ausdrücken? Sie klammern ein bisschen. Und ich brauche Freiraum.“

Ich drehte mich zu ihm um und lehnte mich wieder in den Türrahmen. Als wäre ich hier auf der sicheren Seite. Als könnte er nicht mit zwei Schritten bei mir sein und mich überwältigen. Er war groß und kräftig. Und doch blieb ich hier. Denn das war das Erste gewesen, das er ohne Spott oder Belustigung in seiner Stimme zu mir gesagt hatte. Und diese neue Offenheit ließ mich neugierig werden.

Weil du deinen Verstand verloren hast, Stella.

„Machen sie sich keine Sorgen, wenn du einfach so abhaust?“, hakte ich nach.

„Ich bin neunzehn, also volljährig, ich kann tun und lassen, was ich will.“ Er wackelte erneut mit seinen Augenbrauen, was lustig aussah und mir ein Lächeln abrang. „Oh, sie kann lächeln. Du bist also nicht immer so streng“, stellte er neckend fest, aber sein Grinsen milderte die Worte ab. „Gefällt mir“, schob er noch hinterher und mein Herz machte einen kleinen Hüpf. Diese Grübchen. Die gehörten wirklich verboten.

Eine Schmeichelei und schon bist du bin und weg, oder was? Das ist armselig.

„Ich muss jetzt los“, verabschiedete ich mich, als sich mein Gehirn wieder einschaltete. „Ich bin noch nicht volljährig und meine Großeltern machen sich Sorgen.“

„War schön, dich kennenzulernen ... Wie heißt du eigentlich?“, fragte er mich und plötzlich war da eine irritierende Herzlichkeit in seiner Stimme.

„Stella“, gab ich knapp zurück.

„Der Stern“, sprach er die Bedeutung meines Namens aus.

Ich schnaubte. „Ja, meine Eltern sind da ein bisschen kitschig veranlagt.“ Ich mochte meinen Namen eigentlich, aber er klang irgendwie so süß und ich wollte nicht süß sein. Nicht mehr. Ich wollte ernst genommen werden.

„Ich finds schön.“

Verlegen blickte ich zu Boden. „Und wie heißt du?“

„Tjark. Darf ich vorstellen?“ Er tat, als würde er einen Hut lüften. „Der Herrscher des Volkes.“ Erneut brachte er mich zum Lachen. Sein Gesicht verzog sich dagegen schmerzhaft. „Ja, mach dich nur lustig! Wenn deine Eltern romantisch sind, dann sind meine wohl großenwahnsinnig. Da frage ich mich, was besser ist?!“ Nun lachte auch er.

Es war Zeit zu gehen und doch blieb ich stehen, als klebte Kaugummi unter meinen Schuhsohlen.

Für einen Moment blickten wir uns an. Dann wandte Tjark sich erneut seiner Gitarre zu. „Ich werde morgen wieder hier sein“, meinte er beiläufig. „Vielleicht sieht man sich.“

Und dieses Mal machte mein Herz nicht nur einen lahmen Hüpfen, sondern einen regelrechten Sprung.

„Ja, vielleicht“, tat ich cool, drehte mich um und verließ die Hütte in Richtung Pfad. Sobald ich außer Sichtweite war, presste ich eine Faust auf meinen Mund. Trotzdem entkam mir ein leises Japsen. Oh mein Gott, oh mein Gott, oh mein Gott. Was war das denn gewesen?

Gegenwart

♪ Hör dir Lied 1 des Soundtracks an: Looking Too Closely – Fink

Ich starre auf die Hütte, die eigentlich nicht mehr da ist.

Aber in meinem Herzen ist sie das immer noch.

Sie ist immer noch hier.

Immer noch real.

In meinem Herzen sehe ich diesen Tag vor mir, als wäre er gestern gewesen. Denn mein Herz sieht bedeutend mehr als meine Augen. Meine Augen gaukeln mir vor, dass das alles Vergangenheit ist. Aber mein Herz sieht immer noch Tjarks Grinsen. Seine Grübchen. Seine blitzenden Augen. Die Fischerhütte mag weg sein, meine Gefühle jedoch kommen in diesem Moment alle wieder hoch. Vielleicht wünsche ich mir, dass ich an diesem Abend nicht hinuntergegangen wäre. Ihn nicht kennengelernt hätte. Vielleicht wünsche ich mir aber auch, dass ich noch einmal dorthin zurückkönnte.

Ich gestatte mir einen Moment, um das alles zu fühlen. Gestatte mir, dass mein Herz sich schmerzhaft zusammenzieht, nur um dann wieder ganz weit zu werden. Denn ich möchte es nicht mehr verdrängen. Ich bin hier, um damit abzuschließen. Um endgültig darüber hinwegzukommen. Und deshalb schaue ich genauer hin. Schaue in mich hinein. Lasse alles zu. Stehe hier auf der Klippe und spüre den Wind. Und ich bitte ihn, dass er etwas mitnimmt von meinem Schmerz, von meiner Wehmut, von meiner Schuld. Ich strecke meine Arme aus und ich flehe ihn an, mich davon zu erleichtern. Um ein paar dieser Gefühle.

Ich komme erst wieder zu mir, als eine Möwe ganz in meiner Nähe anfängt, lautstark zu kreischen. Ich wische die Tränenspurten mit dem Ärmel meiner Jeansjacke ab.

Ich wusste, dass es nicht einfach werden würde, aber dass mich die Emotionen so schnell überwältigen, ist dann doch überraschend. Ich hasse Überraschungen.

Kopfschüttelnd entschlüpft mir ein raues Lachen. Ich lache mich selbst aus.

Es ist fünfzehn Jahre her. Komm endlich klar!

Nichts anderes versuche ich.

Ich nehme die Tüten wieder auf und laufe den Weg weiter bis zum Cottage. Je näher ich herankomme, desto klarer wird mir, dass es tatsächlich in keinem guten Zustand zu sein scheint. Ich steige die drei Treppenstufen hoch auf die Veranda und sie knarren protestierend, als wollten sie sich darüber beschweren, von mir benutzt zu werden.

„Entschuldigt mal, ich bin vielleicht kein Fliegengewicht, aber das ist kein Grund, sich so lautstark zu beklagen“, witzele ich. Hauptsache, ich kann mich mit irgendetwas ablenken.

In wenigen Schritten bin ich bei der Haustür und strecke mich, um an die Petroleumlampe, die darüber hängt, zu gelangen. Auf Zehenspitzen stehend, nehme ich sie ab und dahinter kommt ein kleiner Haken zum Vorschein, an dem der Haustürschlüssel hängt. Ein schlaues Versteck, das allerdings nur für den Notfall gedacht ist und von meinem Großvater angebracht wurde. Das ist gerade ein echter Nachteil, weil er groß war und ich mit meinen eins fünfundsechzig nicht rankomme. Auf der Terrasse stehen keinerlei Möbel, die ich als Tritt benutzen könnte, also springe ich zweimal in die Höhe, um ihn mir zu schnappen. Erst beim dritten Versuch halte ich den Schlüssel triumphierend in der Hand. In dem Moment, in dem ich wieder auf der Veranda aufkomme, knackt es gewaltig und ich breche mit meinem rechten Fuß durch das Dielenbrett direkt vor der Haustür. Völlig aus dem Gleichgewicht gebracht, schlage ich mit meinem linken Knie unsanft auf dem Boden auf, während mein rechter Fuß sich unfreiwillig dreißig Zentimeter tief durch das Holz bohrt. Glücklicherweise trage ich eine lange Hose, sonst hätte ich mir jetzt mein Bein komplett aufgeschürft. Trotzdem tut es weh.

„Okay“, stöhne ich schmervoll. „Das nehme ich jetzt wirklich persönlich.“

Ich lasse mich auf den Po sinken und ziehe mein Bein vorsichtig wieder heraus. Dabei achte ich darauf, meinen Schuh nicht zu verlieren. Dann stehe ich langsam auf und schaue mir die Bescherung an. Ein Loch, direkt vor der Haustür. Na wunderbar. Ich hoffe mal, dass das kein schlechtes Omen ist. Aber von *einem* Rückschlag lasse ich mir das Ganze bestimmt nicht mies machen. Ich klopfte mir den Staub von der Hose und sperre dann auf, sehr darauf bedacht, die morsche Diele nicht zu betreten. Ich stoße die Haustür nach innen auf und mache einen großen Schritt über das Loch hinweg. Die Einkaufstüten lasse ich erst einmal draußen stehen, ich will mich kurz umsehen. Und alles, was ich sehe, lässt mir die Kehle eng werden. Ein riesiger Wasserfleck hat sich an der Decke über der Schlafcouch ausgebreitet. Anscheinend sickert das Wasser schon länger durch, denn es riecht modrig und die Polster der Couch haben eindeutig Stockflecken. Überall entdeckte ich Spinnweben und am Boden liegen kleine Dreckkügelchen, die verdächtig nach Mäusekot aussehen.

Als allererstes reiße ich sämtliche Fenster auf, um für Durchzug zu sorgen. Das Schlafzimmer macht immerhin einen halbwegs vernünftigen Eindruck, auch wenn man kaum aus der verdreckten Scheibe nach draußen sehen kann. Im winzigen Bad kommt mir das Rollo entgegen. Es hat anscheinend aus Altersschwäche das Zeitliche gesegnet. Überhaupt hat der Zahn der Zeit gewaltig an unserer Sommerresidenz genagt. Ich drehe am Wasserhahn, aber es tut sich nichts. Das alles erwischt mich kalt. Natürlich habe ich damit gerechnet, dass die ein oder andere Reparatur gemacht werden muss. Dass der Zustand jedoch so desolat ist, fühlt sich wie ein Schlag ins Gesicht an. Als hätte ich davon heute nicht schon genug einstecken müssen. Aber ganz erstickt ist mein Kampfgeist noch nicht. Ich greife nach meinem Handy, das in der Jackentasche steckt, und wähle die Nummer meiner Mama.

„Schätzchen, bist du angekommen?“, begrüßt sie mich etwas zu überschwänglich. Vielleicht hat sie ja doch ein schlechtes Gewissen, dass sie das Cottage ihrer Eltern so hat verkommen lassen. Andererseits hat es so lange Zeit niemand genutzt. Ich kann froh sein, dass sie es nicht verkauft haben.

„Du hast mir gar nichts von den neuen Nachbarn erzählt“, bemerke ich vorwurfsvoll.

„Und du hast mich ja vorhin nicht ausreden lassen“, kontert sie.

„Das stimmt.“ Ich seufze. „Tut mir leid. Also, wer wohnt hier und warum?“

„Ein ganz netter junger Mann. Der Enkel des Fischers, dem die Hütte mal gehört hat. Er hat sie abgerissen und dieses schicke Tiny House hingebaut. Papa und ich haben daraufhin tatsächlich darüber nachgedacht, ob wir das bei dem Cottage nicht auch so machen sollen. Aber dann ist es irgendwie wieder in Vergessenheit geraten“, sinniert sie.

Das Cottage abreißen? Nur über meine Leiche.

„Es ein bisschen zu renovieren würde schon reichen“, schlage ich vor.

„Ach Liebes, da ist doch Hopfen und Malz verloren. Nun, wo du es gesehen hast, solltest du wieder zurückkommen.“

Auf keinen Fall. Jetzt erst recht nicht. Mein Trotz ist zurück. Hallo alter Freund, schön, dass du vorbeischaust, ich kann dich im Moment wirklich gut gebrauchen. „Ich werde es renovieren“, erkläre ich mit fester Stimme. Oder vielleicht erklärt es auch mein Trotz. Egal, einer von uns beiden.

„Du willst was? Stella, sei doch vernünftig!“

„Warum geht das Wasser nicht?“, lenke ich ab.

„Wir haben den Haupthahn zuge dreht.“

„Und wo befindet sich der?“

„Hinten am Haus. Aber Stella, jetzt hör doch mal zu!“

„Danke Mama, du hast mir sehr geholfen. Ich muss jetzt auflegen. Tschüüü. Hab dich lieb.“

Ich lege auf, ohne eine Erwiderung abzuwarten. Ja, das ist unhöflich. Aber ich kann nicht noch mehr Negativität ertragen, sonst werde ich buchstäblich unter dieser ganzen Last zerquetscht, die sich momentan über mir auftürmt.

Also mache ich mich auf die Suche nach der Wasserleitung. Ich steige wieder über das Loch auf der Veranda, gehe einmal ums Haus herum und finde den Hahn hinter einer kleinen Holztür, die nur mit einem Haken verschlossen ist. Obwohl er wettergeschützt war, habe ich keine Chance, ihn auch nur einen Millimeter zu drehen. Frustriert laufe ich wieder ins Häuschen und suche nach Opas alter Werkzeugkiste. Sie steht wie immer ganz unten im Einbauschränk im Mini-Flur, der den Küchenwohnraum und das Bad miteinander verbindet. Bewaffnet mit einer Rohr zange versuche ich erneut mein Glück, aber es scheint, als wäre der Hahn komplett festgerostet. Ich lasse einen lauten Wutschrei los und pfeffere die Zange ins Gras. Einen Augenblick später habe ich mich beruhigt, nehme sie hoch und mache mich mutlos auf den Weg zur Veranda. Das Einzige, was mich noch aufrecht hält, ist der Blick aufs Meer. Ich atme tief durch und genieße, dass ich es kann. Einfach nur hier stehen und atmen. Kein Meeting wartet auf mich, keine unerledigte Arbeit. Okay, das stimmt so nicht ganz. Immerhin möchte ich heute hier übernachten und das Cottage ist nicht unbedingt in einem Zustand, in dem der Aufenthalt besonders angenehm werden wird. Da entdecke ich, dass ein Boot in die Bucht hineinfährt. Es steuert direkt auf den Steg zu. Ich beobachte es, bis es anlegt und sehe, wie ein Mann aussteigt und es festmacht. Das wird mein neuer Nachbar sein. Ich kann ihn von hier oben aus nicht genau erkennen, aber er sieht nach einem kräftigen Kerl aus. Und wenn ich mich nicht irre, ist das ein Fischkutter – scheint, als wäre er in die Fußstapfen seines Großvaters getreten. Also wird es für ihn bestimmt kein Problem sein, diesen vermaledeiten Hahn aufzubekommen. Das Wasser brauche ich sowohl zum Kochen als auch zum Putzen dringend – von der Körperhygiene ganz zu schweigen. Ich muss schon seit Längerem dringend auf die Toilette. Also laufe ich so schnell wie möglich den Pfad in die Bucht hinunter. Der Mann trägt eine Kiste vom Boot und ich nähere mich ihm mit einem gewinnenden Lächeln.

„Hallo, ich bin Stella. Ich wohne dort oben. Scheint so, als wären wir Nachbarn“, begrüße ich ihn.

Er blickt kurz hoch und sein Gesichtsausdruck ist nicht gerade freundlich – zumindest alles, was ich davon sehen kann. Die Hälfte seines Gesichts wird nämlich von einem stattlichen Vollbart verdeckt und die leicht gewellten Haare, die bis auf die Höhe des Munds reichen, fallen ihm ins Gesicht. Darin glänzt etwas, aber ich kann nicht genau erkennen, was es ist, denn er geht einfach an mir vorbei.

Ich bin gelinde gesagt irritiert. Hat er mich vielleicht nicht verstanden? Habe ich zu leise geredet? Oder ist diese Kiste zu schwer und er kann vor Anstrengung nicht antworten?

Unangenehm berührt folge ich ihm zum Tiny House, wo er seine Fracht abstellt. Als er sich zu mir umdreht, versuche ich es noch einmal. „Ich bin Ihre Nachbarin“, deute ich in Richtung Cottage.

„Habe ich verstanden“, brummt er unwirsch, dann läuft er wieder zu seinem Boot.

So langsam werde ich wütend. Was ist das denn für ein unhöflicher Klotz? Habe ich ihm irgendetwas getan? Er kennt mich doch überhaupt nicht. Am liebsten würde ich umdrehen und gehen, aber da ist immer noch mein Wasserproblem. Also schiebe ich die Wut beiseite und laufe ihm wieder hinterher. „Ich habe vor, den Sommer über hierzubleiben“, zwinge ich mir ein Lächeln aufs Gesicht.

Ruckartig dreht er sich um. „Du weißt schon, dass das Haus keinen Strom hat und keine Heizung?“ Nun ist *er* wohl irritiert.

„Na klar, ich habe hier in meiner Kindheit jeden Sommer verbracht.“ Es ist wirklich nicht einfach, dieses Lächeln aufrechtzuerhalten. Vor allem, weil er so finster zurückstarrt. Jetzt erkenne ich auch, was da in seinen Haaren schimmert, es sind vereinzelte Fischschuppen. Anscheinend kommt er direkt von der Arbeit. Vielleicht war der Fang heute schlecht und er ist deshalb so griesgrämig.

„Als Kind!“ Er schnaubt. „Im Juli und August. Jetzt haben wir Mai und die Nächte sind kalt.“

Es gefällt mir nicht, dass er mir hier unterstellt, ich würde in dem Cottage nicht klarkommen. Das geht ihn außerdem überhaupt nichts an. Aber auch unfreundlich zu werden, bringt mich hier kein Stück voran.

„Ich werde das schon hinkriegen. Ich freue mich auf die Einfachheit des Lebens hier“, begegne ich ihm weiter positiv.

„Wo wohnst du sonst?“, fragt er und läuft wieder los, so dass ich gezwungen bin, erneut hinter ihm herzudackeln.

„In Hamburg.“

„Eine Stadtpflanze.“ Das klingt so abfällig, als hätte er *Schwerverbrecherin* gesagt, dabei schüttelt er den Kopf. Ratlos und etwas gekränkt bleibe ich stehen und warte, bis er mit der nächsten Kiste vom Boot zurückkommt. Währenddessen zähle ich innerlich bis zehn, um mich runterzukühlen. Dieser Typ bringt mich wirklich auf die Palme.

„Ich habe da nur ein kleines Problem mit dem Hauptwasseranschluss hinten am Haus. Ich bekomme trotz Zange den Hahn nicht aufgedreht“, schildere ich meine Unannehmlichkeit und fange seinen Blick auf, der deutlich ausdrückt: „Habe ich es doch gewusst.“

„Vielleicht kannst du mir helfen? Bitte?“ Ich presse die Worte regelrecht aus meinem Mund, denn frewillig wollen sie ihn nicht verlassen.

Wie gehabt macht er mit seiner Arbeit weiter und ignoriert mich. Okay, das wars. Ich brauche zwar Hilfe, aber so dringend nun auch wieder nicht. Ich werde mir schon etwas anderes einfallen lassen. Also wende ich mich ab und beginne den Pfad hochzugehen.

„Ich komme in einer halben Stunde“, ruft er mir hinterher.

Als ich mich umdrehe, um mich zu bedanken, ist er schon wieder im Kutter verschwunden. Na das kann ja heiter werden.

Während ich auf ihn warte, fange ich an, mich um das Schlafzimmer zu kümmern. Ich entferne alle Spinnweben – was ziemlich eklig ist, kehre den Boden und schaffe Kissen und Decken zum Lüften nach draußen. Das Bett war abgedeckt, also sind die Matratzen nicht besonders staubig. Trotzdem stelle ich sie

auf, um sie ebenfalls zu lüften. Außerdem fülle ich die Petroleumlampe auf und nehme die Vorhänge ab, die ich demnächst irgendwo waschen will. Ich muss husten, von dem ganzen Staub, der mir dabei entgegenkommt. Als ich ein Klopfen höre, gehe ich zur Haustür und tatsächlich steht mein Nachbar davor. Mit zusammengekniffenen Augenbrauen betrachtet er das Loch in der Diele, sagt aber nichts. Anscheinend hat er geduscht, denn die Fischschuppen sind verschwunden. Dafür glänzen seine dunkelbraunen Haare feucht.

„Danke, dass du gekommen bist. Wir müssen einmal ums Haus.“ Ich lächle und das fällt dieses Mal ehrlich aus. Denn ich bin wirklich froh, dass er hier ist. Leider macht ihn mir das aber auch nicht viel sympathischer.

Gemeinsam umrunden wir das Cottage und ich zeige ihm den renitenten Wasserhahn. Mein grummeliger Nachbar hat ein Fläschchen mit Öl dabei und träufelt davon etwas aufs Gewinde. Dann macht er sich mit einer Zange ans Werk und ruckelt damit kräftig an dem Hahn. Ich erkenne deutlich die Muskeln an seinen Armen, denn er trägt nur ein T-Shirt. Dass er täglich körperliche Arbeit verrichtet, ist unverkennbar. Nach fünf Minuten hat er es endlich geschafft. Ich renne sofort ins Haus und drehe probeweise das Wasser in der Küche auf – und tatsächlich, es läuft. Ich stoße einen lauten Freudenschrei aus. Es ist zwar braun, aber schon nach wenigen Augenblicken fängt es an, deutlich klarer zu werden. Die erste Hürde ist geschafft.

Ich trete wieder vor die Tür und sehe meinen Nachbarn ums Haus kommen. „Es läuft“, teile ich ihm freudestrahlend mit.

„Das habe ich gehört“, murmelt er unfreundlich und macht sich an den Abstieg.

„Vielen Dank, du hast mir wirklich sehr geholfen“, sage ich schnell.

Er winkt ab und geht weiter.

„Wie heißt du eigentlich?“, rufe ich ihm hinterher.

Er dreht sich um und scheint zu überlegen, ob er dieses kostbare Geheimnis mit mir teilen soll. „Joris“, sagt er schließlich, blickt mir dabei aber nicht in die Augen.

„Ich bin Stella. Auf gute Nachbarschaft.“

Nun sieht er mich doch an und ein Ausdruck huscht über sein Gesicht, den ich nicht so richtig deuten kann. Es ist auf jeden Fall nichts Positives, was ihm da gerade durch den Kopf geht, so viel steht fest. Aber er bleibt stumm, dreht sich um und läuft den Pfad zu seinem Haus hinunter.

So ein Idiot. Egal. Ich muss ja nicht wirklich etwas mit ihm zu tun haben.

Den restlichen Abend verbringe ich damit, das Gepäck aus dem Auto zu holen und mich weiter ums Schlafzimmer zu kümmern. Ich wische feucht durch, ziehe die Bettwäsche auf, die ich mitgebracht habe, und putze das Fenster. Dann schneide ich mir einen kleinen Zweig von einem Flieder ab, der hier in der Nähe wächst, und stelle ihn in einer Vase auf das Fensterbrett. Neben dem schlichten weißen Bett aus Holz stehen zu beiden Seiten Nachtschränken in derselben Farbe. Gegenüber findet gerade noch so ein hellblauer Bauernschrank Platz, der mit weißen und roten Blumen bemalt ist. Eine Antiquität, die meine Großeltern auf einem Flohmarkt erstanden und dann mühsam hierhergeschleppt haben. Ich öffne eine der zwei Türen und ein Lächeln stiehlt sich auf mein Gesicht, als ich meine alten Kinderzeichnungen sehe, die die komplette Innenseite der Tür zupflastern. Ganz oft findet sich darauf das Meer wieder, das habe ich anscheinend am liebsten gezeichnet. Und da ist auch Rüdiger – mein Kuschelhase. Ich hole ihn heraus und drücke ihn an mich, selbst wenn es sentimental und das Gegenteil von erwachsen ist. Egal. Es tut gut, einen Verbündeten hier zu haben. Ich setze ihn aufs Bett und schließe den Schrank. Dann blicke ich mich um. Es ist noch nicht wieder alles perfekt. Die Wände müssen dringend neu gestrichen werden und auch die Dichtung am Fenster hat es hinter sich – aber ich werde heute ohne Bedenken hier schlafen können. Zufrieden mit meinem Werk verlasse ich den Raum und schließe erst einmal die Tür.

So langsam geht die Sonne unter und es stellt sich als schwierig heraus, beim Licht der Petroleumlampe das Badezimmer zu putzen. Nach einer halben Stunde gebe ich auf, angle mir eine Packung Chips aus einer der Einkaufsstüten und schlinge sie in Rekordgeschwindigkeit hinunter. Dann spüle ich mit einer halben Flasche Rotwein nach. Alles im Stehen, denn die Stühle und den Tisch habe ich bisher nicht sauber gemacht. Anschließend putze ich mir die Zähne, werfe mich in meinen wärmsten Schlafanzug und falle quasi ins Bett.

„Irgendwie kriege ich das schon hin“, ist mein letzter Gedanke, bevor ich erschöpft einschlafe.

Papierbootsommer: Weiterlesen